

INGRID GETREUER-KARGL

Qualitatives Denken und dessen historische Entwicklung

Einführung

„Meine Fragestellung möchte ich mit qualitativen Methoden bearbeiten“. Hinter dieser oft geäußerten Feststellung verbirgt sich nicht selten ein vages Verständnis dessen, was qualitative Methoden ausmacht. Was ist denn ‚qualitativ‘ an den Methoden, die verwendet werden sollen?

Beginnen wir zuerst mit dem Terminus. In der Benennung steckt der Begriff ‚Qualität‘, der im allgemeinen Sprachgebrauch üblicherweise mit ‚guter Qualität‘, also ‚qualitätsvoll‘ assoziiert wird. Um bei diesem Bild zu bleiben: Die Qualität einer Ware ist ein Kriterium für eine Kaufentscheidung, der Preis ein anderes. Dabei fällt ein Preisvergleich unverhältnismäßig leichter als ein Vergleich der Qualität, denn während der Preis durch eine eindeutige Zahl angegeben ist, verhält es sich mit der Bestimmung der Qualität komplizierter. Je nachdem, worauf das Augenmerk liegt, können unterschiedliche Faktoren herangezogen werden, wie die Langlebigkeit des Produkts, die Nachhaltigkeit der verwendeten Materialien oder die Arbeitsbedingungen bei der Herstellung. Ein Rückschluss vom Preis auf die Qualität („der Artikel ist teuer, deshalb wird er wohl qualitativ hochwertig sein“) oder umgekehrt wird zwar gerne gezogen, ist aber oft nicht zutreffend, wie Warentests regelmäßig zeigen. Für die Kaufentscheidung ist es wichtig, zu wissen, worin sich die Produkte voneinander unterscheiden und welche Unterschiede relevant sind: Was hier zählt, ist die Perspektive der Käufer*innen, wie man unschwer nachvollziehen kann.

Es bleibt also festzuhalten: Quantitative Merkmale sind leichter zu vergleichen und erheblich weniger abhängig von individuellen Käufer*innen. Qualitative Merkmale geben darüber Aufschluss, wie etwas beschaffen sein kann, wobei die Wahrnehmung der Beschaffenheit stark von der subjektiven Perspektive abhängig ist. Was heißt das umgelegt auf die qualitativen Methoden in der Wissenschaft?

- Qualitative Methoden
-
- ボ 1. Qualitative Methoden operieren nicht mit Zahlen, sondern mit analysierenden Beschreibungen und Typisierungen.
 イ 2. Wie häufig ein Typus oder einzelne Merkmale vorkommen, ist NICHT Gegenstand qualitativer Forschung.
 シ 3. Welche ‚Qualität‘ gesucht oder gefunden wird, hängt von der Perspektive des bzw. der Wissenschaftler*in ab.
 ト

Qualitative Methoden sind genau genommen ein Methodenspektrum, das sich quasi auf der einen Seite des Nullpunktes befindet, während das Methodenspektrum der quantitativen Methoden die andere Seite belegt. Zum ‚Nullpunkt‘ hin nähern sich qualitative und quantitative Methoden an; je weiter vom ‚Nullpunkt‘ entfernt, desto ausgeprägter sind die Unterschiede.

Welcher ‚Qualität‘ spüren qualitative Methoden nach? Die kürzeste Antwort könnte vielleicht „(subjektiver) Sinn“ oder „(subjektive) Bedeutung“ lauten (z. B. Lamnek/Krell 2016:42). Vereinfacht gesagt versuchen qualitative Methoden, den Sinn zu rekonstruieren, den Menschen ihren Handlungen geben, gleichgültig ob diese Sinnggebung eine individuelle oder eine kollektive sein mag.

Zusammenfassend lassen sich qualitative Zugänge mit den Worten der Soziologin Sabina Misoch wie folgt charakterisieren:

Qualitative Forschung [...] hat zum Ziel, bestimmte soziale Phänomene einer tiefen und differenzierten Analyse zu unterziehen; das Vorgehen ist dabei – in klarer Abgrenzung zu den quantitativen Zugängen – zumeist induktiv und hypothesen- und/oder theoriegenerierend. Es sollen subjektive Wirklichkeiten und subjektive Sinnkonstruktionen und Alltagstheorien untersucht, Lebenswelten von innen heraus beschrieben, individuelle Sichtweisen und Meinungen oder Motive analysiert werden. Dies alles mit dem Ziel, diese nicht nur detailliert zu beschreiben, sondern verstehend nachvollziehen zu können. Repräsentativität wird nicht im statistischen, sondern im inhaltlichen Sinne realisiert [...]. Das Subjekt wird, ohne Reduktion auf Einzelvariablen, in seiner Ganzheit betrachtet und die Daten werden in sozialen Interaktionen (mittels Kommunikation) erhoben. (Misoch 2015:1–2, Hervorhebung im Original)

Für ein Verständnis dieser Vorgehensweisen und ihrer heutigen Akzeptanz ist es hilfreich, sich mit ihrer historischen Genese vertraut zu machen.

Historische Grundlagen der qualitativen Sozialforschung

Qualitative Verfahrensweisen im Sinne von verstehender Interpretation prägten als hermeneutisches Vorgehen die Geisteswissenschaften seit ihrer Entstehung – anfangs als Interpretation der Bibel, die nicht nur das religiöse, sondern auch das gesellschaftliche Leben bestimmte. Sozialwissenschaften (historisch genauer: die Soziologie) hingegen entstanden „erst mit dem Aufkommen der Naturwissenschaft als einer rationalen, objektiven und säkularen Auseinandersetzung mit Natur und Mensch“ Ende des 18. Jahrhunderts (Richter 2016:31–32). Angesichts vielfältiger gesellschaftlicher Krisen nach der Französischen Revolution und durch die Industrialisierung suchten die frühen Soziolog*innen, unter ihnen Auguste Comte (1798–1857), der den Begriff „Soziologie“ überhaupt erst prägte, nach einer Theorie, mit der man den Krisen begegnen konnte. Wie in den Naturwissenschaften sollten auf der Basis beobachtbarer Phänomene allgemeine Gesetzmäßigkeiten aufgefunden werden (Richter 2016:43–46). Hermeneutischen Spekulationen wurde positives Denken (Positivismus) entgegengesetzt. Beachtenswert ist der Anlass für die Begründung der neuen Disziplin: Nicht mehr das Verstehen als solches war Ziel, sondern eine Handlungsorientierung, um gesellschaftlichen Krisen effektiv zu begegnen.

Stand bei Comte ursprünglich die Suche nach Gesetzmäßigkeiten, also nach Theorie, im Mittelpunkt, so bemühte sich Emile Durkheim in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, Daten und Theorie zu verknüpfen. Statistische Erhebungen zu sozialen Problemen wurden zu dieser Zeit oft seitens der Verwaltung in Auftrag gegeben und blieben damit im Wesentlichen ein politisches Instrument. Erst Anfang des 20. Jahrhunderts wurde diese statistische Sozialforschung in die Soziologie integriert und erhielt wissenschaftlichen Charakter (Richter 2016:64–66).

Die Entstehung der Soziologie als Disziplin ist also stark mit dem zunehmend dominanten naturwissenschaftlichen Denken und mit quantitativen empirischen Analysen verbunden, was die Dominanz quantitativer Methoden erklärt. Daneben entwickelte sich in Deutschland aber aus der Tradition der Geisteswissenschaften eine Soziologie, die versuchte, menschliches Handeln zu verstehen und dem Handeln zugrundeliegende Strukturen und Motive herauszuarbeiten (Richter 2016:154). Als Begründer dieser Verstehenden (= interpretativen) Soziologie gilt Max Weber.

Verstehende Soziologie nach Max Weber (1864–1920)

In den 1920er Jahren entwickelt sich die Verstehende Soziologie als „eine Wissenschaft, welche soziales Handeln deutend verstehen und dadurch in seinem Ablauf und seinen Wirkungen ursächlich erklären will (Weber 1980:1; zit. n. Misoch 2015:5)¹“. Das ist die ‚Qualität‘, der die qualitativen Methoden nachzuspüren versuchen. Bei dem Versuch, zu verstehen, so fordert Max Weber, sollen sich die Forscher*innen jeglicher Werturteile enthalten und stattdessen Objektivität walten lassen. Die Wertfreiheit, so der zentrale Begriff, bezieht sich darauf, dass Wissenschaft analysiert, was ist, und nicht postuliert, was sein soll (Richter 2016:155). Damit grenzt sich die Verstehende Soziologie von der Soziologie in der Nachfolge Comptes ab, die ja Krisen identifizierte und sie zu beheben suchte, also ein Werturteil fällt und einen Sollzustand zumindest implizierte. Das Postulat der Wertfreiheit wurde übrigens von der japanischen Soziologie, in der Weber eine wichtige Rolle spielt, in den 1930er und 1940er Jahren intensiv rezipiert.

Dieses deutende Verstehen-Wollen besonders auch von Ursachen steht in Konflikt zum positivistischen Denken, das bewusst darauf verzichtet, „nach ‚letzten‘ Ursachen zu suchen“ und „unnachprüfbare, abstrakte und absolute Begriffe“ ablehnt (Richter 2016:48). (Übrigens sollte sich dieser Konflikt in den 1960er Jahren im sogenannten Positivismusstreit nochmals nachhaltig entladen). Tatsächlich richtet sich Verstehende Soziologie bewusst gegen die „naturwissenschaftliche“ Soziologie, die nach Ansicht Webers soziale Phänomene mit ihren Methoden nicht tiefgründig genug analysieren kann.

Im Mittelpunkt der Verstehenden Soziologie steht der Mensch als Handelnde*r. Handeln bezeichnet nach Max Weber

menschliches Verhalten [...], wenn und insofern als der oder die Handelnden mit ihm einen subjektiven Sinn verbinden. ‚Soziales‘ Handeln aber soll ein solches Handeln heißen, welches seinem von dem oder der Handelnden gemeinten Sinn nach auf das Verhalten anderer bezogen wird und daran in seinem Ablauf orientiert ist. (Weber 1980:1; zit. n. Misoch 2015:5)²

Da soziales Handeln an den Menschen und seine Begründungen für dieses Handeln gebunden ist, steht das Subjekt (und nicht Strukturen)

¹ Weber, Max: *Wirtschaft und Gesellschaft: Grundriss der verstehenden Soziologie*. Tübingen: Mohr, 1980.

² siehe Fußnote 1

im Zentrum. Ziel ist das Erkennen und die Rekonstruktion der Bedeutung, die Menschen ihrem Handeln geben, also des subjektiv intendierten Sinns (Misoch 2015:5). Weber bedient sich zweier Strategien, um das zu erreichen: deutendes Verstehen und erklärendes Verstehen.

Beim deutenden Verstehen wird der subjektive Sinn rekonstruiert. So nehmen Holzfäller*innen (Webers Beispiel) die anstrengende Arbeit des Baumfällens auf sich, weil sie Heizmaterial erhalten oder Geld verdienen wollen. Damit ist die Anstrengung verstehbar. Die subjektiven Motive können die Forscher*innen aus ihren Beobachtungen oder ihrem Vorwissen erschließen (Misoch 2015:5–6).

Das erklärende Verstehen (auch: das ursächliche Erklären) geht über den subjektiven Sinn hinaus und situiert das individuelle Subjekt in einen spezifischen gesellschaftlichen und historischen Kontext. Die Holzhacker*innen könnten aus einer Familie stammen, die habituell-traditionell Holz hackt. Dann müssten den Holzhacker*innen ihre Motive nicht bewusst sein und das Verstehen (der Forscher*innen) ginge über die beobachtbaren Motive hinaus (Misoch 2015:6).

Auf Weber bezieht sich qualitative Forschung, weil handelnde Menschen im Mittelpunkt stehen, und die Forschenden dieses Handeln deutend und erklärend zu verstehen suchen.

Phänomenologische oder interpretative Soziologie nach Alfred Schütz (1899–1959)

Der in Wien geborene und in die USA emigrierte Soziologe Alfred Schütz begründete in den 1930er Jahren die phänomenologische Soziologie. Basierend auf Phänomenologie von Edmund Husserl steht die sinnlich wahrnehmbare Welt im Zentrum, also das, was mit den Sinnen unmittelbar erkennbar und erfahrbar ist. Schütz vermisste bei Weber eine genauere Definition dessen, was Sinn ausmacht und fragt danach, wie Sinn in sozialen Kontexten konstruiert und konstituiert wird.

Schütz sieht den Menschen in eine objektive Welt hineingeboren, in eine Wirklichkeit, die bereits vor seiner Geburt existiert. Jeder Mensch erlebt und versteht diese Welt individuell und konstruiert sie für sich: Das ist seine subjektive Welt. Subjektive und objektive Welt sind untrennbar miteinander verbunden und beeinflussen sich gegenseitig:

[D]ie objektive Welt ist ein Ergebnis der subjektiven Welten und der durch diese geschaffenen Strukturen und umgekehrt. Daher sind die subjektiven Welten

gesellschaftlich geformt und beeinflusst und damit soziale Konstruktionen. In diesem Sinn schlägt sich im Gesellschaftlichen das Individuelle und im Individuellen das Gesellschaftliche nieder (Misoch 2015:7).

Um zu verstehen, wie Menschen ihre Wirklichkeit konstruieren, muss vom Subjektiven ausgegangen werden. Daher nimmt Schütz die alltägliche Lebenswelt genauer in den Blick, jenen Wirklichkeitsbereich, „an dem der Mensch in unausweichlicher, regelmäßiger Wiederkehr teilnimmt“ (Schütz/Luckmann 1979:25) und in dem er unmittelbar seine Erfahrungen macht. „Im Zentrum der phänomenologischen Soziologie stehen damit die Deskription des Wesens der Phänomene, die Subjektivität des Erlebens und die Einbettung dessen in die sogenannte Lebenswelt“ (Misoch 2015:7). Da das Subjektive immer ein Vergesellschaftetes ist, lässt sich im Subjektiven das Objektive ablesen. Damit das möglich ist, müssen die Forschenden die Phänomene „so unvoreingenommen, so genau und so vollständig wie möglich“ beschreiben (ebenda).

Phänomenologische/interpretative Soziologie ist der Grundbaustein für qualitatives Forschen, weil sie die Wirklichkeit, wie sie von handelnden Subjekten konstruiert wird, untersucht und dabei Vorkenntnisse, Vorurteile oder Theorie der Forschenden weitestgehend auszublenden versucht.

Symbolischer Interaktionismus nach Herbert Blumer (1900–1987)

Während Alfred Schütz zu begründen sucht, wie Sinn zustande kommt, versucht Herbert Blumer im Symbolischen Interaktionismus, Handeln genauer zu definieren. Herbert Blumer entwickelte in den 1960er Jahren eine mikrosoziologische Theorie, die sich auf mehrere Traditionen bezieht, nämlich auf den amerikanischen Pragmatismus, auf die phänomenologische Soziologie, auf die Chicagoer Schule der Soziologie und zentral auf Blumers Lehrer George Herbert Mead (Misoch 2015:7–8).

Blumer geht davon aus, dass menschliches Handeln differenziert werden kann in nicht-symbolische Interaktion und symbolische Interaktion. Eine nicht-symbolische Interaktion besteht in einer quasi reflexartigen Reaktion, ohne dass das Handeln, das die Reaktion hervorrief, näher interpretiert wird. Bei der symbolischen Interaktion wird das Handeln des anderen interpretiert und das eigene Handeln

erfolgt auf Basis dieser Interpretation, also der Handlungsbedeutung. Hier bezieht sich Blumer auf Mead, der das als „Gebrauch signifikanter Symbole“ bezeichnete (Misoch 2015:8).

Bedeutungen sind den Dingen oder Objekten nicht inhärent, sondern sind soziale Produkte, „die in den und durch die definierenden Aktivitäten miteinander agierender Personen hervorgebracht werden“ (Blumer 2013:67; zit. n. Misoch 2015:8)³. Bedeutung oder Sinn wird also in sozialen Interaktionen ausverhandelt und ist eine soziale Konstruktionsleistung der Subjekte. Da die Bedeutungszuweisungen ein Ergebnis sozialer Interaktionsprozesse sind, sind sie auch nicht stabil, sondern veränderbar und müssen immer wieder innerhalb sozialer Interaktionen neu verhandelt werden. Drei zentrale Prämissen liegen dem Symbolischen Interaktionismus nach Blumer zugrunde:

- └─ Zentrale Prämissen des Symbolischen Interaktionismus ───┘
- ボ
イ
ン
ト
1. Menschen handeln Dingen gegenüber auf der Grundlage der Bedeutung, die diese Dinge für sie besitzen. Unter ‚Dingen‘ sind physische Gegenstände ebenso zu verstehen wie Menschen, Institutionen, Ideale, Handlungen oder Situationen.
 2. Die Bedeutung solcher Dinge geht aus der sozialen Interaktion aus, die man mit seinen Mitmenschen eingeht, oder erwächst aus ihr.
 3. Diese Bedeutungen werden in einem interpretativen Prozess gehandhabt und abgeändert, den die Person in ihrer Auseinandersetzung mit den ihr begegnenden Dingen benutzt. (Misoch 2015:9)

Der Symbolische Interaktionismus ist somit die Basis qualitativer Methoden, weil Wirklichkeit als soziale Konstruktion verstanden wird und nicht als objektive Gegebenheit (Misoch 2015:10).

Ethnomethodologie nach Harold Garfinkel (1917–2011)

In den 1950er/60er Jahren entwickelte Harold Garfinkel einen Ansatz, der zum Ziel hatte, jene Techniken empirisch zu rekonstruieren, mit denen Individuen ihre Wirklichkeit erzeugen. Das Wie der Herstellung sozialer Ordnung steht im Mittelpunkt (Misoch 2015:10–11).

Garfinkel ging dabei von der Annahme aus, dass Wirklichkeit durch einen Prozess der permanenten Sinnerzeugung kontinuierlich geschaffen werden muss. Sinnzuschreibung und Interpretation sind keine ob-

³ Blumer, George Herbert: *Symbolischer Interaktionismus. Aufsätze zu einer Wissenschaft der Interpretation*. Berlin: Suhrkamp, 2013.

jektive Realität, sondern werden andauernd geschaffen (beispielsweise als *doing gender* bei Candice West und Don Zimmerman → 文 S. 51).

Der Fokus liegt auf der Analyse der Interaktionen der handelnden Akteur*innen, durch welche diese soziale Wirklichkeiten herstellen. Subjektives Erleben, subjektive Sinn- und Weltkonstruktion werden *nicht* in den Blick genommen.

Ethnomethodologie will somit ihre Erkenntnis aus der direkten Untersuchung der Phänomene im Alltag beziehen und fragt danach, wie soziale Wirklichkeit situativ und intersubjektiv prozessual hergestellt wird. (Misoch 2015:12)

Um die Herstellung sozialer Wirklichkeit analysieren zu können, werden die basalen Routinen des Alltagslebens in den Blick genommen. Um diese basalen Routinen aufzudecken, wendet die Ethnomethodologie zwei distinkte Verfahren an: Krisenexperimente und protokollierte Alltagsgespräche. In einem Krisenexperiment wird beobachtet, wie Menschen in Situationen reagieren, in denen die normalen Regeln des Alltags verletzt, also die sozialen Konventionen missachtet werden. Dabei werden implizite Vorannahmen über Handeln in Alltagssituationen deutlich gemacht und Strategien für die Wiederherstellung der verletzten sozialen Ordnung aufgezeigt. Mit protokollierten Alltagsgesprächen wird in Form von „Konversationsanalysen“ (Misoch 2015:11) die Rolle von Sprache bei der Erzeugung und Vermittlung von Ordnungsstrukturen untersucht.

- └ Aufgaben der Ethnomethodologie —————
- ホ 1. die Untersuchung des permanenten *sense-making* in seiner sequenziellen Struktur und seinem Ablauf
 - イ 2. die unvoreingenommene Untersuchung und Beschreibung der alltagsweltlichen Verfahren der Wirklichkeitskonstruktion
 - シ 3. die Freilegung der Voraussetzungen und Logiken hinter den untersuchten sozialen Prozessen

Ethnomethodologie ist ein interpretatives Verfahren, weil der gesellschaftliche Zusammenhang nur erkennbar wird, wenn nachvollzogen werden kann, wie „sich die Gesellschaftsmitglieder ihre Sozialwelt interpretierend aneignen“ (Eickelpasch 1982:23; zit. n. Misoch 2015:12)⁴.

⁴ Eickelpasch, Rolf: „Das ethnomethodologische Programm einer ‚radikalen‘ Soziologie“, *Zeitschrift für Soziologie* 11/1, 1982:7–27.

Klassiker der qualitativen Methodenliteratur

- 文 Blumer, George Herbert
 2013 *Symbolischer Interaktionismus: Aufsätze zu einer Wissenschaft der Interpretation*. Berlin: Suhrkamp.
- Garfinkel, Harold
 1967 *Studies in Ethnomethodology*. Englewood Cliffs: Prentice Hall.
- Mead, George Herbert
 1934 *Mind, self & society*. Chicago: University of Chicago Press.
- Schuetz, Alfred
 1953 „Common-sense and scientific interpretation of human action“, *Philosophy and Phenomenological Research* 14/1, 1–38.
- Weber, Max
 1980 *Wirtschaft und Gesellschaft: Grundriss der verstehenden Soziologie*. Tübingen: Mohr.
- West, Candace und Don H. Zimmerman
 1987 „Doing Gender“, *Gender and Society* 1/2, 125–151.

Grundbausteine der qualitativen Sozialforschung

Im vorigen Abschnitt wurde dargestellt, wie sich die qualitative Sozialforschung entwickelt hat und auf welchen historischen Theorien und Sichtweisen sie basiert. In diesem Abschnitt sollen nun drei grundlegende Elemente der qualitativen Sozialforschung näher betrachtet werden, die zusammen den Kern qualitativen Forschens ausmachen: Konstruktivismus, Phänomenologie und Hermeneutik.

Konstruktivismus

Unter Konstruktivismus versteht man, sehr vereinfacht, die Annahme, dass soziale Wirklichkeit unablässig durch Individuen hergestellt wird, indem diese ihre soziale Umgebung interpretieren und diesen Interpretationen gemäß handeln. Diese Annahme steht im Gegensatz zu einer Weltsicht, nach der Wirklichkeit (z. B. soziale Strukturen) unabhängig von beobachtender Person und agierenden Menschen besteht. In extremer Überspitzung spricht die eine Weltsicht dem Menschen Handlungsfreiheit ab, weil er durch die vorgegebenen Strukturen determiniert ist, während die andere den Menschen in seiner eigenen Wirklichkeitskonstruktion isoliert sieht (biologischer Konstruktivismus), was die Schaffung von Strukturen im Sinne von intersubjektiv geteilten Realitäten kaum zulässt.

Dieses Dilemma der sozialen Determiniertheit der Menschen einerseits (Bsp.: Die Japaner*innen verhalten sich alle gruppenkonform) versus der individuellen Konstruktion von Realität andererseits wird in der Regel reflektiert und auf unterschiedliche Weise zu lösen versucht. Die Verfasser eines der Grundlagenwerke des Sozialkonstruktivismus, Peter Berger und Thomas Luckmann, erklären das damit, dass Menschen immer einer bereits sinnhaft konstruierten Wirklichkeit gegenüberstehen, diese aber weiter reproduzieren oder modifizieren müssen, damit sie weiterhin Bestand hat (Kruse 2014:29).

Die einzelnen Ansätze des Konstruktivismus teilen trotz ihrer unterschiedlichen disziplinären Herkunft Gemeinsamkeiten (Pörksen 2015: 11–14; zit. n. Lippuner 2018:14)⁵:

- Grundsätze des Konstruktivismus
- 基礎知識
- Im Zentrum stehen nicht ontologische Was-Fragen, sondern epistemologische Wie-Fragen, was bedeutet, dass es nicht um das Wesen der Dinge geht, sondern um den Prozess und die Entstehung ihrer Erkenntnis.
 - Maßgeblich ist die Orientierung am Beobachter [sic] bzw. an der erkennenden Instanz und nicht an der beobachterunabhängigen Realität.
 - Die Vorstellung einer absoluten Wahrheit und einer empirischen Objektivität wird abgelehnt, weil der Beobachter [sic] nicht als unabhängig von der Erkenntnis angesehen werden kann.
 - Es besteht ein Interesse an der Differenz und Pluralität möglicher bzw. wirksamer Wirklichkeitsauffassungen.
 - Die Autonomie des Beobachters [sic] wird anerkannt aufgrund der Selbstregulierung, -steuerung bzw. -organisation der erkennenden Instanz.

Phänomenologie

Unter Phänomenologie versteht man die Lehre von den Erscheinungen. Die Erscheinungen (Phänomene) sollen so betrachtet werden, „wie sie sind, und nicht, wie sie aufgrund von Vorkenntnissen, Vorurteilen oder Theorien erscheinen mögen“ (Lamnek/Krell 2016:58). Sie geht zurück auf Edmund Husserl (1859–1938), der die sinnlich wahrnehmbare Welt, also das mit den Sinnen unmittelbar Erkennbare und Erfahrbare in den Mittelpunkt der Analyse stellte. Damit die Phänomene erkannt werden können, wie sie sind, wird die Methode der Reduk-

⁵ Pörksen, Bernhard: „Schlüsselwerke des Konstruktivismus: Eine Einführung“, Bernhard Pörksen (Hg.): *Schlüsselwerke des Konstruktivismus*. Wiesbaden: VS, 2015:3–18.

tion angewendet: In mehreren Phasen werden alle Elemente beseitigt, die den Blick auf das Wesentliche versperren. Dabei wird alles Vorwissen über einen Gegenstand ausgeschaltet (Lamnek/Krell 2016:59).

Hier haben Japanolog*innen einen gewissen Vorteil, weil sie aufgrund ihres geringeren impliziten Kontextwissens (da sie meist nicht in Japan sozialisiert wurden) ohnedies genötigt sind, genauer wahrzunehmen; umgekehrt haben sie dann einen Nachteil bei der Interpretation.

Hermeneutik

Als Hermeneutik bezeichnet man die Lehre des Verstehens, die historisch als Auslegung religiöser (Bibel) oder rechtlicher Texte entstand. Zentraler Begriff der Hermeneutik ist das Verstehen; Hermeneutik wird auch oft als Kunstlehre des Verstehens bezeichnet, weil sie nicht wie standardisierte Verfahrensweisen der Naturwissenschaften erlernt werden kann, sondern weil der Prozess des Verstehens ein andauernder, genaugenommen nie endender Vorgang ist, der auch gewisse intuitive Elemente enthält. Mit Verstehen ist „das Erfassen von etwas als etwas Menschlichem und von dessen Bedeutung“ gemeint – Erklären hingegen ist „das Zurückführen einer Sache oder eines Vorgangs auf Ursachen oder Gründe“ (Lamnek/Krell 2016:83–84).

Wilhelm Dilthey (1833–1911), der als Begründer der Hermeneutik gilt, bezeichnet Verstehen als den „Vorgang, in welchem wir aus Zeichen, die von außen sinnlich gegeben sind, ein Inneres erkennen“ (Dilthey 1957:318; zit. n. Lamnek/Krell 2016:75)⁶: Beispielsweise entnimmt man aus dem sinnlich wahrnehmbaren Zeichen Kopfschütteln die Bedeutung bzw. den Sinn (das „Innere“) Ablehnung; man hat also das Kopfschütteln verstanden (Lamnek/Krell 2016:75). Ein Sachverhalt (wie das Kopfschütteln) ist in einen Sinnzusammenhang (beispielsweise nonverbale Kommunikation) eingeordnet, der beleuchtet und erfasst werden muss, damit man den Sachverhalt verstanden hat.

Damit ein solches Sinn-Verstehen möglich ist, bedarf es etwas Gemeinsamen zwischen den Subjekten. Dieses Gemeinsame bezeichnet Dilthey als „objektiven Geist“, denn es ist vom Subjekt abgegrenzt und es haben „die konkreten Einzelmenschen mehr oder weniger“ (Lamnek/Krell 2016:78) Anteil an ihm. Der objektive Geist, dieses Gemein-

⁶ Dilthey, Wilhelm: „Die Entstehung der Hermeneutik“, Wilhelm Dilthey (Hg.): *Gesammelte Schriften* V. 2. Auflage. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1957:317–388.

same, ist nicht absolut oder unveränderlich, sondern kulturell und historisch bedingt (Lamnek/Krell 2016:78–79).

Man muss wohl von grundlegenden, also kulturübergreifenden, menschlichen Gemeinsamkeiten als Basis dafür, dass Verstehen überhaupt entwickelt werden kann, ausgehen. Der objektive Geist aber wird durch die Sozialisation der Menschen in eine bestimmte Kultur vermittelt und erlaubt ein Verstehen von Sinn in dieser Kultur in einer bestimmten Zeit. Hermeneutik will also nicht die menschliche Individualität verstehen (wie es psychologisches Verstehen zum Ziel hat), sie will andererseits auch nicht das ‚Weltganze‘ verstehen, sondern besteht in der Auslegung dauerhaft fixierter, menschlicher Lebensäußerungen in einer Kultur.

Verstehen ist somit weder von vornherein gegeben, noch kann es vollständig erreicht werden. Hier kommen zwei weitere Begriffe ins Spiel: der hermeneutische Zirkel und die hermeneutische Differenz. Der hermeneutische Zirkel bezeichnet, vereinfacht gesagt, den fortschreitenden Prozess des Verstehens. Um einen Sachverhalt (ursprünglich immer: einen ‚Text‘) zu verstehen, braucht man ein gewisses Vorverständnis. Dieses Vorverständnis ist geschichtlich (= durch den eigenen Sozialisationsprozess in einer Kultur einer bestimmten Zeit) bedingt und muss als solches erkannt werden. Durch die Auseinandersetzung mit dem Text erweitert und korrigiert man sein Vorverständnis, sodass man allmählich zu einem immer tieferen Verstehen vordringt.

└ Japanische Texte

例] Sie lesen einen japanischen Text mit einem Vorverständnis, also einer gewissen Kenntnis von *kanji*, japanischer Grammatik und Vokabular. Sie erweitern Ihr Vorverständnis, indem Sie unbekannte *kanji* und Vokabel nachschlagen, und können den Text jetzt besser verstehen. Wenn Sie diesen Text nun mit anderen ähnlichen Texten vergleichen, können Sie auch bestimmte Charakteristika ausmachen, die Sie nach weiterer Recherche auf den bzw. die Verfasser*in oder auf das Genre zurückführen. Beim nochmaligen Lesen des Textes fallen Ihnen nun weitere Bedeutungen auf, die Sie beim ersten Lesen aufgrund Ihres eingeschränkteren Verständnisses überlesen haben. Auf diese Weise tasten Sie sich an das Verstehen des Sinnes heran, den der bzw. die Verfasser*in dem Text zugrunde gelegt hat.

Allerdings kann eine völlige Übereinstimmung zwischen dem eigenen, erweiterten Textverständnis und dem Verständnis des bzw. der

Verfasser*in des Textes nicht erreicht werden: Das bezeichnet man als hermeneutische Differenz. Die hermeneutische Differenz muss folglich „als Strukturelement des hermeneutischen Verstehens betrachtet werden“ (Lamnek/Krell 2016:72). So gesehen kann kein Anspruch auf Allgemeingültigkeit erhoben werden, durch die systematische Reflexion des eigenen Vorverständnisses und der Suche nach dem objektiven Geist ist das Verstehen aber auch nicht auf willkürliche Subjektivität beschränkt. Hermeneutik ist eine wertfreie Methode, die nicht nach absoluten Wahrheiten oder existentiellen Sinnfragen sucht, sondern ‚nur‘ versucht, den Sinn zu verstehen, der einem bestimmten Gegenstand, Handeln oder Text zugrunde liegt. Objektivität wird durch Angemessenheit einer Erkenntnis an ihren Gegenstand erzeugt.

Zwar liefert die Hermeneutik keine methodischen Instrumente, wie man zu einer objektiven Erkenntnis gelangt, doch bietet sie Regeln, mit denen ein höheres Verstehen erlangt werden kann. Diese Regeln sind Anhaltspunkte für Interpretationen und nicht etwa eine abzuhakende To-Do-Liste. Dazu zählen wie erwähnt: Bedeutung von Sachverhalten, objektiver Geist, Objektivität, hermeneutischer Zirkel und hermeneutische Differenz (Lamnek/Krell 2016:81–83).

Zusammenfassung

Der Konstruktivismus verweist auf die Unmöglichkeit, eine Realität, die den menschlichen Ordnungssystemen vorgängig ist, zu erkennen; folglich ist Wirklichkeit von handelnden Individuen konstruiert: Das Wie der Konstruktion ist zu erforschen.

Die Phänomenologie schärft den Blick für die (sinnlich wahrnehmbaren) Dinge und mahnt uns, genau hinzusehen, auf Details zu achten und vor allem zunächst einfach zu beschreiben und Wertungen, Generalisierungen, Abstrahierungen zu vermeiden: Die Beschaffenheit der Phänomene ist zu erforschen.

Die Hermeneutik betont das Sinn-Verstehen (gegenüber dem Erklären), wobei der Sinn immer ein gesellschaftlich geteilter ist, und die Wichtigkeit, die Grundlagen dieses Verstehens unablässig zu hinterfragen: Das Wie des Verstehens ist zu reflektieren.

Zentrale Prinzipien qualitativer Sozialforschung

Die zentralen Prinzipien der qualitativen Sozialforschung werden in verschiedenen Werken durchaus unterschiedlich angeführt (vgl. Lamnek/Krell 2016; Küsters 2009:19; Rosenthal 2008:39; Kruse 2014:7; Misoch 2015:35–36), doch die folgende von mir getroffene Auswahl deckt die immer wieder genannten Prinzipien ab und versucht, eine größere Trennschärfe zu erreichen:

- Zentrale Prinzipien
- a) Offenheit und Flexibilität**
- Qualitative Forschung bleibt stets offen für Unerwartetes und Neues, d. h. Hypothesen werden erst generiert und stehen am Ende des Forschungsprozesses, denn Hypothesen zu Beginn würden bereits selektieren und so Information reduzieren (vgl. Lamnek/Krell 2016:33–34; 37–38).
- b) Forschung als Kommunikation**
- Kommunikation zwischen Forschenden und Beforschten als Postulat und nicht als Störfaktor; Transparenz der einzelnen Forschungsschritte (als Form der Kommunikation mit der *scientific community*) und damit intersubjektive Nachvollziehbarkeit des Forschungsprozesses.
- c) Prozesscharakter (Prozessualität)**
- Aussagen und Verhaltensweisen der Beforschten als Momentaufnahmen in dem unablässigen Prozess der Konstruktion und Reproduktion sozialer Wirklichkeit.
- d) Indexikalität**
- Die Notwendigkeit, ein Zeichen in einen Sinnzusammenhang einzuordnen, wird nach Harold Garfinkel in Anlehnung an den Soziologen Karl Mannheim (1893–1947) als Indexikalität bezeichnet. Garfinkel zeigte in seiner Auseinandersetzung mit Sprache, dass Begriffe prinzipiell vage sind und diese Vagheit nur kontextuell und reflexiv relativiert werden kann. Welche Bedeutung ein Begriff jeweils hat, kann man nur verstehen, wenn man auch den Kontext mitbedenkt, in dem er verwendet wurde (Kruse 2014:75–88).
- e) Reflexivität**
- In der qualitativen Forschung muss der Forschungsprozess aus zwei Gründen auf allen Ebenen intensiv reflektiert werden: Erstens nehmen die Forschenden Einfluss auf das Feld, das sie untersuchen; und zweitens sind, im Unterschied zu den standardisierten methodischen Verfahren in der quantitativen Forschung, die Forschenden das zentrale Erhebungsinstrument bei der Erhebung von Daten, besonders von verbalen Daten (Lamnek/Krell 2016:36; Misoch 2015:33–34).

Gütekriterien qualitativer Forschung

Wie bei den Prinzipien qualitativer Forschung gibt es auch hinsichtlich der Gütekriterien Unterschiede. Meist werden die Gütekriterien für die quantitative Forschung zum Ausgangspunkt genommen, die dann auf ihre Anwendbarkeit und Sinnhaftigkeit für die qualitative Forschung beleuchtet werden.

Kruse (2014:58) setzt Intersubjektivität, reflektierte Subjektivität bzw. kritische Reflexion und Transparenz an die Stelle von Objektivität; Konsistenzregel und kommunikative Validierung an die Stelle von Validität und Reliabilität; und Repräsentation und qualitatives Sample an die Stelle von Repräsentativität.

Misoch (2015:231–246) versucht, die in der Literatur aufzufindenden Gütekriterien zusammenzufassen und stellt folgenden Katalog auf: Neutralität, kontrollierte Subjektivität, intersubjektive Nachvollziehbarkeit, Verfahrensdokumentation und Regelgeleitetheit (statt Objektivität); Reliabilität redefiniert als Verlässlichkeit; Triangulation, kommunikative Validierung, *peer debriefing* und Authentizität (statt interner Validität); intersubjektive Nachvollziehbarkeit durch Verfahrensdokumentation, *peer debriefing* und Regelgeleitetheit; sowie Reflexion von Subjektivität.

Steinke (2004:324–331) setzt sich zuerst mit Gütekriterien allgemein auseinander, bevor sie für die qualitative Forschung folgende einmahnt: Intersubjektive Nachvollziehbarkeit, Indikation des Forschungsprozesses (Gegenstandsangemessenheit), empirische Verankerung, Limitation (Grenzen des Geltungsbereichs, d. h. der Verallgemeinerbarkeit), Kohärenz, Relevanz, reflektierte Subjektivität.

Philipp Mayring (2002:104-147; zit. n. Lamnek/Krell 2016:145)⁷ postuliert sechs Gütekriterien, nämlich Verfahrensdokumentation, argumentative Interpretationsabsicherung, Regelgeleitetheit, Nähe zum Gegenstand, kommunikative Validierung und Triangulation.

Die gängigste Darstellung findet sich bei Lamnek/Krell, die die Gütekriterien auf vier reduziert: Gültigkeit, Zuverlässigkeit, Objektivität, Repräsentativität und Generalisierbarkeit (Lamnek/Krell 2016:141–180).

Die folgende Tabelle 1 soll dabei helfen, die Gütekriterien qualitativer Forschung mit jenen (weithin bekannten) Gütekriterien quantitativer Forschung in Kontext zusetzen und Äquivalenzen zu betonen:

⁷ Mayring, Philipp: *Einführung in die qualitative Sozialforschung*. München: Beltz, 2002.

Tab. 1: Gütekriterien im Vergleich

	Quantitative Forschung	Qualitative Forschung
Gültigkeit Validität	„den Grad der Genauigkeit, mit dem eine bestimmte Methode dasjenige Merkmal erfasst, das sie zu erfassen beansprucht“ (Lammek/Krell 2016:148)	Validierung, also ein Prozess mit dem Ziel der Vertrauenswürdigkeit
Zuverlässigkeit Reliabilität	Reliabilität, die die Stabilität und Genauigkeit der Messung, die Konstanz der Messbedingungen und die systematische Zuordnung von Werten bezeichnet	Intersubjektivität und Kontextgebundenheit sind wichtige Aspekte qualitativer Forschung, die dem Gütekriterium der quantitativen Forschung zuwiderlaufen. Daher kann die qualitative Forschung wenig an die Stelle der Reliabilität setzen.
Objektivität	Unter Objektivität versteht man, dass andere Wissenschaftler*innen unter denselben Bedingungen zu den gleichen empirischen Resultaten gelangen	Angesichts der Unwiederholbarkeit von z. B. Interviews (zum Zeitpunkt t), tritt in der qualitativen Forschung an deren Stelle die Forderung nach Intersubjektivität. Intersubjektivität bedeutet, vereinfacht gesagt, dass Aussagen für andere Forscher*innen plausibel sind. Um das zu erreichen, ist Transparenz von vorrangiger Bedeutung: Der Forschungsprozess muss zwecks Nachvollziehbarkeit offengelegt werden
Generalisierbarkeit Repräsentativität	begründeter Schluss von Stichproben auf Grundgesamtheiten oder von Einzelelementen auf komplexere Einheiten	an die Stelle statistischer Repräsentativität Repräsentation gesetzt, nämlich die Repräsentation von Typischem: z. B. Idealtypen, Extremtypen, Prototypen, wichtige Typen. Bei der Typisierung wird eine Unterscheidung zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem getroffen, wobei man zum Wesentlichen durch zunehmende Abstraktion vordringt – es wird nicht, wie in der quantitativen Forschung, von Teilen auf das Ganze geschlossen. Auf diese Weise soll das Allgemeine im Besonderen gefunden werden – und nicht das Begrenzte auf das Allgemeine übertragen werden.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass sich die qualitative Forschung intensiv mit Gütekriterien auseinandersetzt, besonders auch aufgrund der anhaltenden, wenn auch deutlich abnehmenden, Kritik seitens der quantitativen Forschung. Trotz dieser Bemühungen konnten noch keine verbindlichen Gütekriterien formuliert werden. Einigkeit besteht aber hinsichtlich der Wichtigkeit folgender Punkte:

- Wichtig bei qualitativer Forschung —
- 注意
- Transparenz (im Forschungsprozess)
 - Intersubjektivität (bei Analyse oder Überprüfbarkeit der Ergebnisse)
 - Generalisierung (beispielsweise durch Typisierung)
 - Kritische Reflexion

Ethik in der qualitativen Forschung

Bei der Durchführung jeglicher empirischen Forschung sind ethische Standards einzuhalten. Das gilt in besonderem Maß für die qualitative Forschung, da hier zum einen die Forschenden zwangsläufig in engen Kontakt mit den Beforschten treten und zum anderen aufgrund der gesamtheitlichen Betrachtung von Fällen und der Bildung von Typen der Einzelfall, also konkrete Personen, viel stärker durchscheinen als in der quantitativen Forschung, wo die einzelnen Beforschten in Zahlen aufgehen.

Misoch nennt basale ethische Grundprinzipien für die seriöse Durchführung und Auswertung qualitativer Interviews (2015:18–21), die für qualitative Erhebungen insgesamt Gültigkeit haben:

- Ethische Grundprinzipien in der qualitativen Forschung —
- ボ
イ
ン
ト
1. Respekt: Respekt ist auch dann geboten, wenn er angesichts abweichenden oder gewalttätigen Verhaltens mitunter schwer aufzubringen ist.
 2. Informationspflicht: Vor der Durchführung der Datenerhebung müssen die Beteiligten über relevante Fragestellungen und Ziele aufgeklärt werden.
 3. Vertraulichkeit/Anonymität/Datenschutz: Vertraulichkeit ist immer zuzusichern und besonders bei Publikation einzuhalten; die gesetzlichen Bestimmungen (DSGVO) sind selbstverständlich einzuhalten.
 4. Einverständnis: Für die Durchführung und Aufzeichnung von Interviews ist das Einverständnis der Beteiligten einzuholen, vorzugsweise schriftlich.
 5. Freiwilligkeit der Teilnahme und Widerrufsrecht: Jede Teilnahme am Forschungsprozesses erfolgt freiwillig; die Zustimmung zur Datenverwendung kann jederzeit widerrufen werden. Hier ist insbesondere auch die Rechtsfähigkeit der Beteiligten zu beachten.
 6. Wahrung der Persönlichkeitsrechte: Die Privat- und Intimsphäre dürfen nicht verletzt werden.
 7. Schutz der Befragten: Die Forschenden haben sich aktiv um den Schutz der Befragten zu bemühen. Die Bereitschaft zur Teilnahme darf sich zu keinem Zeitpunkt nachteilig auswirken, beispielsweise als psychische Belastung durch den Aufbruch von Traumata, oder als Verlust der Arbeitsstelle.

Die ethischen Prinzipien haben immer Vorrang vor dem wissenschaftlichen Erkenntnisinteresse.

Qualitative Methoden und die Japanologie

Als Anfang der 1990er Jahre in Wien erstmals über Methoden in der Japanologie und Sinologie reflektiert wurde (Sepp Linhart, Erich Pilz

und Reinhard Sieder (Hg.): *Sozialwissenschaftliche Methoden in der Ostasienforschung*. Wien 1994 (= *Beiträge zur Japanologie*; 32), berichtete die damalige Dissertantin Anemone Platz von den Schwierigkeiten, an ihrer japanischen Gastuniversität eine qualitative soziologische Forschung durchzuführen. Diese Erfahrung wurde von anderen Teilnehmer*innen der Tagung bestätigt: das quantitative Paradigma war als normative Wissenschaftlichkeit in der japanischen Soziologie fest verankert. Seither haben qualitative Methoden in der japanischen Soziologie längst Eingang gefunden und sind in der sozialwissenschaftlichen Japanologie auch in Wien nicht mehr wegzudenken. Hier wurden schon früh linguistische und ethnographische Forschung durchgeführt, besonders bei der frühen der Aso-Forschung bediente man sich qualitativer Vorgehensweisen, um das Dorfleben zu ‚verstehen‘ (→ **Ethnographie und Teilnehmende Beobachtung**). Aber auch jüngere Forschungsprojekte, von Masterarbeiten bis Habilitation, lassen sich in dieser Tradition verorten. Viele der dabei angewendeten Methoden, die alle die wesentlichen Prinzipien qualitativen Denkens teilen, spiegeln sich im Detail in den verschiedenen qualitativ-orientierten Beiträgen dieses Bandes wider.

Für qualitative Forschung in Japan sind von den angesprochenen „Bausteinen“ und „Grundprinzipien“ einige in besonderer Weise zu beachten. Japanologisches Forschen führt mittlerweile fast unweigerlich nach Japan, und für Japanolog*innen wird ein Japanaufenthalt dabei immer zu einer Art teilnehmender Beobachtung, wenn auch meist unsystematisch und manchmal unbewusst. Daher macht es schon für ‚normale‘ Japanaufenthalte, aber selbstverständlich noch viel mehr für alle Arten qualitativer japanologischer, Sinn, sich nochmals die zentralen Prinzipien ins Gedächtnis zu rufen und sie auf japanologisches Forschen umzulegen.

Die Forderung nach Offenheit kann eher leicht erfüllt werden, wenn man in Japan forscht, da Neues und Unerwartetes sozusagen an der Tagesordnung sind und Anpassungen an die jeweilige Situation fordern. Allein das Erscheinungsbild als Nicht-Japaner*in kann die Teilnahme an sozialen Situationen erschweren – oder auch eine unbeschwertere Teilnahme erlauben, da man den gesellschaftlichen Umgangsformen weniger penibel verpflichtet ist. Jedenfalls wirkt die Macht der Gewohnheit erheblich schwächer, was beinahe zwangsweise eine größere Offenheit zur Folge hat. Mit dem Heraustreten aus dem

Vertrauten wird die Perspektive der Forschenden bereits erweitert, durch Kommunikation mit den Beforschten wird sie noch mehr relativiert. Die hierarchisierende Differenz zwischen forschendem Subjekt und beforschtem Objekt, die durch das Postulat der Kommunikation aufgehoben wird, erleben Japanolog*innen oftmals in Umkehrung: Sie sind die Unwissenden und zu Belehrenden, denen es an kultureller Kompetenz fehlt. Als ‚Außenstehende‘ sind ihnen auch eher Fragen erlaubt, die japanische Forschende aus Rücksicht auf soziale Konventionen nicht so leicht stellen können. Auch wenn das natürlich kein Freibrief im Sinne eines *anything goes* darstellt, bringt die fehlende Einbindung in (für die Beforschten) relevante soziale Netzwerke mit sich, dass manche Themenbereiche gerne Außenstehenden erläutert werden, die man Näherstehenden, etwa den Nachbar*innen vor Ort, nicht erzählen würde.

Kommunikation trägt aber auch der Prämisse der Konstruiertheit der Wirklichkeit Rechnung, denn jede Konstruktion erfolgt aus einer bestimmten Perspektive. Anders gesagt: Es ist die Perspektive, die bestimmt, was als wirklich gilt. Diese soziale Wirklichkeit wird permanent hergestellt, sie konstituiert sich über die Deutungs- und Handlungsmuster der sozialen Akteure. Japanolog*innen als forschende ‚Außenseiter*innen‘ sind nicht in gleicher Weise an der notwendigen Reproduktion und Modifikation dieses prozesshaften Geschehens (Prozessualität) beteiligt. Sie haben insbesondere nicht die Deutungshoheit dieser Muster und können keine validen ‚Alltagstheorien‘ aufstellen. Dadurch sind sie bei ihrer Aufgabe, diese Muster und Alltagstheorien sowie die daraus resultierenden sozialen Situationen zu beschreiben und zu verstehen, auf die Kommunikation mit den Beforschten angewiesen. Was allgemein als Postulat für qualitatives Forschen aufgestellt wird, präsentiert sich so für Japanolog*innen ‚im Feld‘ als selbstverständliche Notwendigkeit beim sozialen Überleben. Damit aber die oben angeführten Vorteile tatsächlich realisiert werden können, muss eine entsprechende Reflexivität gegeben sein. Es bedarf der ständigen Prüfung, wo die eigene Voreingenommenheit, die eigenen Werte, die eigene Erfahrung den Blick trüben und wo voreilig das eigene ‚Regelwerk‘ als gemeinsames vorausgesetzt wird.

Das gemeinsame Regelwerk verweist auf die Indexikalität, auf das Gebundensein von Zeichen an einen sozialen Kontext. Zeichen als wahrnehmbarer Ausdruck von Bedeutungen sind an einen Sinnzu-

sammenhang gebunden, der sich Außenstehenden nur zögerlich in seiner ganzen Komplexität erschließt. Hier sind Japanolog*innen elementar auf Kommunikation mit den von ihnen Beforschten angewiesen, ganz besonders bei der Interpretation der erhobenen Daten. Das kann durchaus zu Schwierigkeiten führen, besonders dort, wo der Japanaufenthalt primär zur Datenerhebung genutzt wird und für die eigentlich erforderliche Hand in Hand gehende Datenauswertung und Interpretation zu wenig Zeit bleibt. Wann immer möglich, sollte daher besonders berücksichtigt werden, dass bei qualitativer Forschung die Erhebung und Auswertung der Daten kein linearer, sondern ein verschränkter Prozess sind.

Die Defizite des ‚gemeinsamen Regelwerk‘, des objektiven Geistes, beim Verstehen von Sinn, werden wenigstens teilweise dadurch kompensiert, dass man Verhalten von Menschen seltener voreilig zu verstehen meint und so in der eigenen subjektiven Gebundenheit verhaftet bleibt. Japanolog*innen müssen Zweifeln nicht, wie von der Sozialwissenschaftlichen Hermeneutik gefordert, in den Verstehensprozess taktisch einbauen. Die „Zweifel an den Vor-Urteilen des Interpreten, Zweifel an subsumtiven Gewissheiten in Alltag und Wissenschaft und Zweifel schließlich auch an reduktionistischen Erklärungen“ (Hitzler/Honer 2013:24) sind sozusagen immer und von selbst präsent.

Einführungswerke in qualitative Methoden



Behrens, Maria und Eike Hennig
2010 „Qualitative Methoden“, Carlo Masala, Frank Sauer und Andreas Wilhelm (Hg.): *Handbuch der Internationalen Politik*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 245–264.

Flick, Uwe
1995 *Qualitative Forschung: Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Abschließende Bemerkungen

Im vorliegenden Beitrag habe ich die Grundlagen der qualitativen Forschung ausführlich dargestellt und die praktischen Anwendungsmöglichkeiten nicht berücksichtigt. Grund für diese Theorielastigkeit ist die implizite und explizite Kritik, mit der qualitativ Forschende immer wieder bei der Vorstellung von Forschungsvorhaben konfrontiert sind und die zumeist auf den Prämissen der quantitativen Forschung basieren. Fragen nach Repräsentativität und nach Fallzahlen beispielsweise

se gehören zu den häufigsten überhaupt und können nur dann kompetent beantwortet werden, wenn man weiß, welche Logik hinter der Frage steht und welche Logik hinter dem eigenen Forschungsansatz steht.

Meine Ausführungen sollen aber auch sehr deutlich machen, dass man beim qualitativen Forschen zwar möglichst offen, das heißt ohne wesentliche Beeinflussung durch Theorien und ohne Hypothesen, an die empirischen Daten herangeht, dass das aber nicht heißen darf, dass man ganz ohne Theorien auszukommen vermeint. Im Gegenteil, das Postulat der Reflexivität schließt mit ein, dass man sich der theoretischen Grundlagen der qualitativen Methoden bewusst ist – und darüber hinaus selbstverständlich mit Theorien zum Forschungsgegenstand einigermaßen vertraut sein sollte.

Durch die Forderung nach Alltagsnähe bei der Datenerhebung im Gegensatz zum Expert*innenwissen, das für die Verwendung der standardisierten quantitativen Methoden Voraussetzung ist, schleicht sich manchmal die Einschätzung ein, qualitative Methoden seien ‚einfacher‘. Das mag bedingt für die Phase der Datenerhebung gelten, ganz sicher aber nicht für die Phase der Datenanalyse, die unvergleichlich komplexer sein muss als dies bei standardisierten Methoden der Fall ist. Während in der quantitativen Forschung die Fülle an Information reduziert wird, um aussagekräftige Zahlenwerte zu erhalten, muss in der qualitativen Forschung gleichermaßen reduktiv und expansiv vorgegangen werden. Die Daten werden reduziert, indem man das Unwesentliche beiseitelässt, und werden gleichzeitig expandiert, indem man das Wesentliche kontextualisiert. In einem Interview werden unwichtige Passagen (zunächst) außer Acht gelassen, zentrale Passagen hingegen auf unterschiedliche Konnotationsmöglichkeiten untersucht und mit Wissen um den vermuteten sozialen Kontext der Äußerung angereichert.

Ziel der qualitativen Forschung ist eine Verallgemeinerung in dem Sinn, dass hinter den Einzelfällen das Gemeinsame einer Gesellschaft (oder Kultur oder sozialen Entität) sichtbar wird. Im Idealfall ist das Sample so breit gestreut, dass man alle Merkmale eines Phänomens, die für die Mitglieder der sozialen Einheit bedeutsam sind, erfasst hat und so das Phänomen in seiner Komplexität und mit seinen Grenzen versteht und verständlich machen kann.

Bibliographie

- Hitzler, Ronald und Anne Honer
 2013 „Einleitung: Hermeneutik in der deutschsprachigen Soziologie heute“, Ronald Hitzler (Hg.): *Sozialwissenschaftliche Hermeneutik: Eine Einführung*. Wiesbaden: Springer, 7–30.
- Kruse, Jan
 2014 *Qualitative Interviewforschung: Ein integrativer Ansatz*. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Küstners, Yvonne
 2009 *Narrative Interviews: Grundlagen und Anwendungen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Lamnek, Siegfried und Claudia Krell
 2016 *Qualitative Sozialforschung*. Weinheim und Basel: Beltz.
- Lippuner, Florian
 2018 *Das Biografiespiel: Strukturelle Kopplungen und Transferprozesse im Rahmen adoleszenter Computerspielnutzung*. Wiesbaden: Springer VS.
- Misoch, Sabina
 2015 *Qualitative Interviews*. Berlin [u. a.]: de Gruyter/Oldenbourg.
- Richter, Rudolf
 2016 *Soziologische Paradigmen: Eine Einführung in klassische und moderne Konzepte – mit Beiträgen von Karl-Michael Brunner und Teresa Kucera*. Wien: Facultas.
- Rosenthal, Gabriele
 2008 *Interpretative Sozialforschung: Eine Einführung*. Weinheim und München: Juventa.
- Alfred Schütz und Thomas Luckmann
 1979 *Strukturen der Lebenswelt*. Band 1. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Steinke, Ines
 2004 „Gütekriterien qualitativer Forschung“, Uwe Flick, Ernst von Kardorff und Ines Steinke (Hg.): *Qualitative Forschung: Ein Handbuch*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 319–331.